

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 30 (1947)
Heft: 7

Buchbesprechung: Der Eindrinling [Ibañez, Vincente Blasco]
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kens und der Sprache würde es sich natürlich empfehlen, wenn der betreffende Regengläubige eine andere Redewendung gebrauchen würde, etwa: «Es ist anzunehmen, daß es morgen Regen gibt» oder «Alles deutet darauf hin, daß es morgen regnen wird.» Damit ist nämlich gesagt, daß Gründe für die Annahme vorhanden sind, es werde morgen regnen, z. B. Trübung der Atmosphäre (der Mond hat einen Hof!), Umspringen des Windes, Fallen des Barometers etc. Die Vermutung ist also irgendwie *begründet* und eben deshalb sollte man da besser nicht von einem Glauben sprechen.

Eine andere Gruppe von «Gläubigkeit»: Wir sind z. B. davon überzeugt, daß die Sonne am nächsten Tag wieder aufgehen wird, was man in die unbedachten Worte kleiden könnte: «Wir glauben, daß die Sonne morgen, so wie alle Tage bisher, aufgeht.» Schon die Redewendung «wie alle Tage» deutet darauf hin, daß es sich wieder um eine ganz andere Art von «Glauben» handelt als in der Religion. Es ist ein sogenannter Induktions-schluß, den wir aus der Tatsache ziehen, daß die Sonne — laut vieltausendjähriger Ueberlieferung — uns bisher nicht im Stiche gelassen hat. Wenn wir ganz vorsichtig sein wollten, müßten wir sagen, daß das Wiedererscheinen der Sonne mit ungeheurer *Wahrscheinlichkeit* für den nächsten Tag vorausgesagt werden kann. Immerhin wäre es vorzuziehen, nicht von einem «Glauben» zu sprechen, sondern eine unverfänglichere Redewendung zu gebrauchen, etwa: «Wir erwarten mit Zuversicht, daß die Sonne morgen aufgeht.» Oder — mit einem Anflug von Humor — noch zurückhaltender: «Wir hoffen, daß die Sonne sich morgen, pünktlich wie sonst, einstellen wird.»

Zu derartigen begrifflichen Haarspaltereien ist man gezwungen, wenn das Wort «Glauben» auch dort gebraucht wird, wo es ganz und gar nicht am Platze ist, nämlich auf die Wissenschaft angewendet wird. Es dürfte viele Gesinnungsfreunde schmerzlich berührt haben, daß in einem mit K. B. gezeichneten Aufsatz «Wissen und Glauben» (im «Freidenker» vom 1. März d. J.) gesagt wird: «Wo das Wissen aufhört, fängt das Glauben an, das Glauben an die Atomenergie oder an den lieben Gott, je nach persönlichem Geschmack.» Wohl wird dieser Satz, den unser klerikaler Gegner mit Befriedigung zur Kennt-

nis nehmen darf, dem Vertreter eines «primitiven Liberalismus» in den Mund gelegt, der ihn «im Stil der bürgerlichen Universität» verkündet, wobei noch ausdrücklich bemerkt wird, daß «die kirchliche Hierarchie nicht so einfältig ist», derartige billige Vergleiche von Glauben und Glauben zu akzeptieren. Aber leider hat K. B. in seinem Aufsatz «Wissenschaft» (im «Freidenker» vom 1. Dezember 1946) bereits ähnliche Gedankengänge verfolgt, so daß man nicht recht weiß, was er selbst «glaubt» und was er anderen als «Glauben» unterschiebt. So schrieb er damals: «Es ist an der Zeit, die moderne physikalische Naturtheorie daran zu erinnern, daß ihre Methode im strengsten Sinne die Methode der — *Theologie* ist.» In diesem Satz steckt bereits der Vergleich des Glaubens «an die Atomenergie oder an den lieben Gott, je nach persönlichem Geschmack.»

Es ist ein herostratisches Unternehmen, in das sich K. B. hier eingelassen hat und man hört förmlich schon einen klerikalen Mephistopheles schadenfroh hinter ihm herkichern:

«Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft.»

Nein, ein so machtvoll gebildete wie der religiöse Wahn, der durch die Kirche überdies noch politisch untermauert wurde, läßt sich nur von einem «festen Punkt» aus mit Erfolg aus den Angeln heben. Dieser archimedische Punkt ist für uns die Wissenschaft; sie hat sich einst philosophischer Waffen bedient, um der Religion auf den Leib zu rücken (philosophische Religionskritik), dann hat sie die Geschichtsforschung in den Dienst ihrer antidogmatischen Bestrebungen gestellt (historische Religionskritik) und ehrliche Theologen (zumeist evangelische Pastoren) mußten zugeben, daß die Ergebnisse der — damals modernen — Bibelforschung nicht zu widerlegen waren. In einem Aufsatz über David Friedrich Strauß, dessen Buch «Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet» (1835) einst ungeheures Aufsehen verursacht hatte, sagte einmal Franz Mehring, daß dessen Bibelkritik auf die klerikalen Reaktionäre gewirkt habe wie ein Kanonenschuß auf ein nur mit Spießen und Schwertern bewaffnetes Ritterheer. Als schärfste Waffe gegen den

Eine köstliche Schilderung

eines spanischen Landgeistlichen gibt Vicente Blasco Ibañez in der Erzählung «Der Eindringling» (Berlin 1930, Büchergilde Gutenberg). Der Autor zeichnet in knappen Strichen das materielle und geistige Elend der baskischen Bergarbeiter, die in den Erzgruben bei Bilbao um kärglichen Lohn schufteten und überdies noch von ihren Aufsehern ausgebeutet werden, die zugleich Besitzer von Gaststätten und Kramladen sind. Zu diesen Ausbeutern gesellt sich noch als gesellschaftliche Drohne der Geistliche, von dem der Verfasser sagt: «Seines Erachtens drohte der wahren Religion keinerlei Gefahr, solange man Taufen, Heiraten und vor allem Beerdigungen — viel Beerdigungen! — zelebrierte.»

Dieser Pfarrer von Gallarta, Don Facundo, war vor zehn Jahren aus einem kastilianischen Dörfchen in das Minenrevier versetzt worden — «die beste Gegend der Welt, wie er stets erklärte!» Zur Sonntagsmesse gingen nur ein paar alte Frauen; die Kirche war immer leer. Aber dessenungeachtet mußte das Land sehr religiös sein, was am besten daraus hervorging, daß Don Facundo nicht einen Augenblick freie Zeit hatte und man seine weiße Eselin ständig auf den Straßen und Bergpfaden des Reviers traben sah. Diese Pfarrei wog manches Bistum auf! Die armen Leute, die sich kaum des Gotteshauses erinnerten, fanden in all ihrem Elend immer genügend Geld, damit ein Familienmitglied auf dem Wege zum Grabe von Don Facundos weißer Eselin eskortiert und im Sarg von der gewaltigen Stimme des Pfarrers eingewiegt wurde. Es gab Tage, an denen er bei fünf Begräbnissen an den fernsten Orten des Sprengels amtierte... Voraus schwankte stets der Sarg auf den Schul-

tern von sechs Bergleuten, und wehklagende Frauen, die sich mit der Verzweiflung der Zigeunerinnen ihr Haar rauften, schlossen sich an; hinter ihnen ritt, in Chorhemd und Käppchen, Don Facundo, dem der Sakristan, den er seinen Stabstrompeter nannte, zu Fuß folgte. Und da die Familie des Verstorbenen Abzüge machte, wenn der Pfarrer unterwegs wenig gesungen hatte, ließ er seine Stimme unausgesetzt erschallen und wiederholte wie ein Automat die Verse des Totenamts, während er mit dem Eschenstab, der ihm zum Antreiben der Eselin diente, den Takt dazu schlug.

Ein Halt auf dem Marsch war das einzige, das ihn aus seinem Gleichmut brachte. «Beeilt euch, meine lieben Kinder!» mahnte er die Sargträger. «Ich habe heute noch drei zu erledigen. Es wartet meiner noch Arbeit in Galdames und Arboleda!» ... Und dabei sagen die Leute noch, daß die Kirche nicht arbeitet! In Harnisch geriet dieser Seelenhirte aber unverzüglich, wenn man der großen Ausdehnung des Sprengels Erwähnung tat und der Schwierigkeit für einen einzigen Geistlichen, ihn zu versorgen. Caramba! Er besaß die nötige Kraft, um Gott zu dienen! Vor allem, was die Begräbnisse anbelangte! ... Jedesmal, wenn er eine Verkleinerung seines Kirchspiels befürchtete, entschloß er sich zu einem Besuch der Herren am Bischofssitz — nicht ohne vorher mit Schmerzen in seine Ersparnisse gegriffen zu haben. Und als man ihm endlich zwei Kapläne zur Unterstützung sandte, wies er diesen «die geringfügigeren Obliegenheiten der Kirche» zu, indes er selbst sich die Begräbnisse reservierte.

Die erstaunlichen Vermögen, die beim Bergbau gewonnen wurden, hatten seine Geldgier gereizt. Auch er schloß mit den Señores

Bibelglauben erwies sich aber schließlich die naturwissenschaftliche Religionskritik, die sich insbesondere auf die Darwinsche Lehre stützte. Heute neigen wir mehr zu einer psychologischen und soziologischen Religionskritik, weil wir längst erkannt haben, daß man mit der Vernunft allein (Rationalismus) wenig gegen die Religion ausrichten kann, da diese ein sozialpsychologisches Gebilde darstellt.

Dies alles haben wir zu bedenken, ehe wir leichtsinnig auf die Waffe der Wissenschaft verzichten; diese hat ihren Namen von «wissen» und nicht von irgend einem Glauben. Dieser trägt immer irgendwie einen zwangsneurotischen Charakter an sich, beinhaltet demnach in irgendeiner Form eine Illusion. In diesem Sinne hat der Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud, sein antireligiöses Buch «Die Zukunft einer Illusion» geschrieben. Gegen jeden Agnostizismus verwahrt sich Freud, indem er darauf hinweist, «daß die Aufgabe der Wissenschaft voll umschrieben ist, wenn wir sie darauf einschränken, zu zeigen, wie uns die Welt infolge der Eigenart unserer Organisation erscheinen muß, daß die endlichen Resultate der Wissenschaft gerade wegen der Art ihrer Erwerbung nicht nur durch unsere Organisation bedingt sind, sondern auch durch das, was auf diese Organisation gewirkt hat ...» Freud schließt mit den beherzigenswerten Worten: «Nein, unsere Wissenschaft ist keine Illusion. Eine Illusion aber wäre es, zu glauben, daß wir anderswoher bekommen könnten, was sie uns nicht geben kann.»

Gewiß gibt es auch reaktionäre Wissenschaftler, aber wir dürfen niemals der Wissenschaft selbst zur Last legen, was diese Dunkelmänner — aus politischen Gründen — an Mißbrauch ihres Wissens verschulden. Gerade diese Feinde des sozialen Fortschritts gebrauchen *nicht* das Argument, das ihnen K. B. unterschiebt, nämlich die Verächtlichmachung eines «Glaubens an die Atomenergie», sondern behaupten, daß die Theologie aus dem richtig verstandenen Wissen um den neuen Kausalitätsbegriff in der Physik Kapital für ihren Glauben herauschlagen kann. (Vgl. «Wunderlicher Wunderglaube» im «Freidenker» vom 1. September 1946.) Zum Schluß möchte ich davor warnen, das Kind mit dem Bade auszuschütten, indem

von sozialistischer Seite nicht nur gegen bürgerliche Reaktionen, sondern überhaupt gegen die «bürgerliche» Wissenschaft Stellung genommen wird. Ich verweise darauf, daß kein Geringerer als Karl Marx die Errungenschaften der bürgerlichen Wissenschaft anerkannt hat und sich nicht scheute, aus der an sich reaktionären, weil idealistischen Dialektik Hegels herauszuholen, was ihm für seine materialistische Geschichtsauffassung brauchbar erschien. Er war es auch, der als einer der ersten die Bedeutung der Darwinschen Lehre erkannte und er ließ sich nicht dadurch beirren, daß Darwin selbst sich in der Einleitung zu seinem Werk entsprechend salviert hatte: «Nach meiner Meinung stimmt es besser mit den der Materie vom Schöpfer (!) eingepprägten Gesetzen überein, daß das Entstehen und Vergehen früherer und jetziger Bewohner der Erde durch sekundäre Ursachen veranlaßt werden ...»

Und Lenin, der es nicht unter seiner Würde hielt, sich mit der bürgerlichen Philosophie auseinanderzusetzen, ja diese Aufgabe für so wichtig hielt, daß er sein Buch «Materialismus und Empirioskritizismus» mitten in der revolutionären Epoche verfaßte, betonte immer wieder, daß die Sozialisten alle Ursache haben, sich die Ergebnisse der bürgerlichen Forschung anzueignen. Andernfalls würden sie selbst den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Der Sozialismus will auch nicht die kapitalistische Produktion abschaffen, sondern im Gegenteil weiterführen, um zu einer höheren Stufe der Güterproduktion zu gelangen, die einer künftigen, die ganze Erde umfassenden Bedarfswirtschaft zu dienen hat. Auch hier gibt es bürgerliche Schrittmacher wie z. B. Popper-Lynkeus («Nährpflicht»), an den die bürgerlichen Technokraten anknüpfen. Schließlich soll noch daran erinnert werden, daß die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, Karl Marx und Friedrich Engels, sowie Lenin, der die sozialistische Theorie in die Tat umsetzte, bürgerlicher Abkunft waren. Es konnte gar nicht anders sein, denn wie hätten die Proleten, die erst sehr spät den Achtstundentag errangen, den Weg zur Wissenschaft finden sollen, den Weg vom hoffnungsvollen Glauben an ein besseres Diesseits zum Wissen um die Entwicklungsgesetze des sozialen Werdens.

Hartwig.

in Bilbao Verträge zur Lieferung von Erz ab, und häufig trabte die Begräbnisselein zu den Minen, damit ihr Herr einen Blick auf seine Arbeiter werfen konnte. Auch an kirchlichen Feiertagen. Machte man ihm darüber Vorwürfe, so antwortete er: «Gewiß ist nach den Vorschriften unserer Mutter, der Kirche, heute Festtag, und die reichen Leute sollen die Feste auch innehalten. Aber ich möchte nicht, daß meine Arbeiter einen Taglohn verlieren — außerdem muß ich ja auch meinen kontraktlichen Verpflichtungen gegenüber dem Besitzer der Mine nachkommen.»

So brachte er es schließlich dahin, daß seine Ersparnisse sich auf vierzigtausend Duros (1 Duro ungefähr 4 Schweizer Franken) beliefen. Dennoch gedachte er mit Bedauern jener vergangenen Zeiten, da er seinen Fuß zum erstenmal in seinen Sprengel setzte und «man noch leben konnte, wie es einem gefiel, ohne Bischöfe und allerlei Behörden!» In jenen Tagen hatte der Pfarrer sein Gotteshaus eingeweiht, zu dessen Schutzpatron er den heiligen Antonius erkor. Zur Begründung dieser Wahl führte er an: «Sankt Antonius ist der Schutzherr der Tiere, und hier in Gallarta gibt es so viele Ochsen ...»

Zwei Freidenkerstückechen

Aus dem Bändchen «Wanderlust und Bergfreude», von Prof. Th. Hartwig. (Wien 1928, Verlag Rudolf Cerny).

Es ist meine Überzeugung, daß ein richtiger Naturfreund nur Freidenker sein kann. Wer seine andächtige Freude in der freien Natur findet, der hat nichts mehr übrig für die dumpfe Abgeschlossenheit einer Kirche; wer nach Luft und Sonne dürstet, den

leidet es nicht mehr in dem weihrauchdurchschwängerten mystischen Dunkel eines Ortes, der einem lebensverneinenden Gotte geweiht ist, dessen Reich nicht von dieser Welt ist: wer Freiheit und Bewegung liebt, der bekennt sich zum Diesseits und sagt sich los von jenem engbrüstigen Dogmenglauben, der im Interesse der herrschenden Klasse demütige Schäflein züchtet, die sich willig scheren lassen. Unser Gruß «Bergfrei» kann nur aus freier Seele erklingen; ein Naturfreund darf sich nicht zu jener Sklavenreligion bekennen, die gut genug war für das Lumpenproletariat des absterbenden Römerreiches, jedoch eines modernen, klassenbewußten Proletariats unwürdig ist. ...

Daß aber ein Naturfreund auch manchmal praktischen Nutzen aus seinem Freidenkertum ziehen kann, das sollen die folgenden selbsterlebten Geschichten beweisen.

* * *

Vor einigen Jahren kam ich einmal mit meinem Führer nach einer Ueberquerung der Oetztaleralpen ins Kaunsertal. Es war an einem Sonntag, an dem bekanntlich die Tiroler Führer keine Bergtour unternehmen: der Tag des Herrn darf nicht entweiht werden. Die bigotten Tiroler gehen zwar selber zumeist nicht in die Kirche, sondern postieren sich während der Messe nur vor der offenen Kirchentür, während die Weiberleut' für ihr eigenes und für das Seelenheil ihrer Männer beten. Das Geplärre paßt auch besser für das schwache Geschlecht. Nach dem Kirchgang wandern die Mannerleut' ins Wirtshaus und feiern den Ruhetag auf ihre Weise. Jedenfalls enthalten sie sich nicht nur der Feldarbeit, sondern auch der Bergarbeit.